

schreibwerkberlin

Die Texte wurden nach ihrem Eingang hier aufgeführt.
Bitte an das Publikum (das die Jury bildet): Wählen Sie für sich den besten Text aus und Geben Sie das bitte per Mail info@schreibwerk-berlin.de oder durch einen Eintrag im Kommentarfeld bekannt.

TEXT 1 ER, DIE BLUMENVERKÄUFERIN UND SIE	2
TEXT 2 WER EINEN MUND HAT, DER REDE	6
TEXT 3 PIA	11
TEXT 4 DREI HILFERUFE	15
TEXT 5 SCHMETTERLING	19
TEXT 6 GEHEIMNISVOLLES FRAGMENT	25
TEXT 7 ABSCHALTEN? JA, AUF DER DOMJÜCH	32
TEXT 8 VON UNTEN	38

Text 1 Er, die Blumenverkäuferin und sie

„Ich hätte gerne vierzehn rote Rosen“, sagte er und zog seinen Geldbeutel aus der Hosentasche. „Was macht das?“

„Die Liebe mag keine Eile“, sagte die Verkäuferin. „Im Übrigen kann ich Ihnen keine vierzehn verkaufen.“

„Wenn Sie nicht so viele dahaben, schaue ich woanders.“

„Man kauft immer ungerade Zahlen. Gerade bringen Unglück, wussten Sie das nicht?“

Er zögerte. Sah auf seine Armbanduhr. Rechnete nach, ob er seinen Zug noch bekäme, wenn er ein anderes Blumengeschäft aufsuchte. Nein, eher nicht, sprachen die Zeiger im Ticktakt.

„Darf ich Ihnen fünfzehn zu einem Strauß binden? Dreizehn wollen Sie sicher nicht!?“

Er wollte es hinter sich bringen. Welch Ironie, dass die Schwierigkeit darin lag, die Blumen zu kaufen.

„Dann eben fünfzehn“, sagte er, obwohl er ein ungutes Gefühl hatte.

Mit fünf Minuten Verspätung traf er im Café am Bahnhof ein, in das er seine Frau bestellt hatte. Sie wartete bereits. Die Noch-Ehefrau. Er wollte nicht im Streit gehen. Wollte einen ordentlichen Cut. Nach vierzehn Jahren Ehe. Für jedes Jahr eine Rose. Als Dankeschön, als Entschuldigung, zum Abschied und dann tschüss. Ab in den Zug, der ihn zu ihr fuhr. Der neuen.

An der überflüssigen fünfzehnten Rose hing die Karte, die er kurzentschlossen im Blumenladen erworben hatte. Viel Glück stand unter einem gemalten Marienkäfer. Wenn er gegangen wäre, würde sie die Karte aufklappen und seine unblumigen Worte lesen, mit denen er sich aus der Ehe mogelte. Sie mochte ihn für feige halten, das störte ihn nicht, es hätte sein Gutes, wenn sie wütend würde. Sie könnte ihn leichter ziehen lassen.

Endlich betrat ein Kunde den Laden. Sie musste Umsatz machen. Der Chef hätte sonst kein Erbarmen mehr. Auch nicht mit ihr, die sie von der Rente allein nicht leben konnte.

„Ich hätte gerne vierzehn rote Rosen“, sagte der Kunde.

Hochzeitstag, vermutete sie. „Die Liebe mag keine Eile“, sagte sie.

„Im Übrigen kann ich Ihnen keine vierzehn verkaufen.“

„Wenn Sie nicht so viele dahaben, schaue ich woanders.“

Um Gottes willen. Der Kunde durfte nicht entkommen. Sie hatte erst eine Rose verkauft am Morgen. An einen jüngeren Mann, der sie altbacken nannte, weil sie ihm keine zwei verkaufen wollte.

„Das mit der ungeraden Zahl ist out, Oma!“, hatte er gesagt und keine drei, sondern nur eine mitgenommen. Rosarot. Männer wechselten nur die Farbe, nicht die Blumensorte.

Der jetzige stand unentschlossen im Raum. „Man kauft immer ungerade Zahlen. Gerade bringen Unglück, wussten Sie das nicht?“, traute sie sich zu sagen und um ihren Umsatz wenigstens ein wenig

anzuschubsen fügte sie an: „Darf ich Ihnen fünfzehn zu einem Strauß binden? Dreizehn wollen Sie sicher nicht!?“

„Dann eben fünfzehn“, sagte der Kunde.

Sie atmete auf und ging nach hinten. Dort band sie ihr Lächeln in den Strauß mit ein.

Wieder zurück im Verkaufsraum stellte sie erfreut fest, dass der Kunde noch eine Karte ausgesucht hatte, auf die er gerade etwas schrieb. Er bat sie, diese an die fünfzehnte Rose zu hängen. Sie nahm irgendeine, knipste sie mit der dazugehörigen Miniaturwäscheklammer an eine der Rosen, kassierte und hielt dem Mann die Tür auf. Wenigstens für heute hatte er ihr den Job gesichert, so hoffte sie. Ein guter Mann.

Zwei nach halb. Was das bloß soll? Bestellt mich ins Bahnhofscafé. Hier ist ein Kommen und Gehen. Unruhe.

Fünf nach halb. Wo bleibt er denn? Normalerweise ist er pünktlich. Halb hat er gesagt. Um mich herum nur Wartende. Auf wen warte ich? Oh, da kommt ein roter Rosenstrauß zur Tür herein. Ja, das wäre schön, aber zu früh.

Sechs nach halb. Hinter dem Strauß verbirgt sich mein Mann. Ich fasse es nicht. „Für dich“, sagt er. Für wen auch sonst, will ich fragen, aber da ist er auch schon wieder weg. Sein Zug. Der Termin. Neben mir sitzt jetzt die Liebe. Rot, dornig. Auf den Schreck bestelle ich mir einen Sekt.

Acht nach halb. Der Sekt kitzelt. Mir ist nicht lustig. Mein Mann hat noch nie an unseren Hochzeitstag gedacht.

Zehn nach halb. Ich habe sie gezählt. Es sind fünfzehn. Fünfzehn. Fünfzehn! Wir sind vierzehn Jahre verheiratet. Er meint es ernst, er ist Mathematiker, mit Zahlen spielt er nicht, er will ein weiteres Jahr dranhängen. Und da hängt es. In Form einer Karte. Ein Marienkäfer. Glück. Ich will kein Käferglück.

Zwölf nach halb. Ich habe dem Kellner die Karte für den Müll mitgegeben. Eine Liebeserklärung nach vierzehn Jahren ertrage ich nicht. Schon gar nicht jetzt.

Dreizehn nach halb. Die fünfzehn Rosen können nicht liegen bleiben. Ich rufe nochmal den Kellner. Verschenke vierzehn Jahre Ehe. „Für das fünfzehnte bitte noch einen Sekt“, sage ich. Er sieht mich an, als sei ich verwirrt. Ich habe das Gefühl, die Rosen lächeln in seiner Hand. „Autsch“, sagt er.

Fünfzehn nach halb. Erst kommt mein Sekt. „Geht aufs Haus“, sagt der Kellner. Danach kommt mein Termin. Einfach. Rosarot.

Text 2 Wer einen Mund hat, der rede

Eine Erinnerung

Ich will in dem sein, was ich mache, so denke ich mir meinen Garten.

Dorothee Sölle

Ich hole Däumelinchen aus seiner Nussschale. Es liegt darin so nackt und hilflos. Bei mir hat es warm. Auch ich wärme mich an ihm, an seinem Schicksal, und treibe mit ihm mal hierhin und mal dorthin. Andersen hat Däumelinchen seine Stimme gegeben. Es sind auch seine Worte, die zu mir sprechen. Ich lese und höre sie, ganz tief in mir drin. Ich brauche sie, um mich zu vergewissern, dass ich lebendig bin. Über meine Lippen kommen keine Worte. Eine unbestimmte Angst schnürt mir die Kehle zu.

Zusammen mit Däumelinchen treibe ich auf einem Seerosenblatt im Fluss. Wir landen bei einer Maus, die uns eine vorübergehende Unterkunft gibt. Sie glaubt, der Maulwurf, wäre die bessere Partie für uns, weil er so ein wärmendes, samtenees Fell hat. Sie bedenkt nicht, dass wir das Licht brauchen. Eine Schwalbe rettet uns vor der unerwünschten Verbindung und erhebt sich mit uns in die Lüfte. Sie setzt uns mitten in einer Tulpe ab, wo wir unserem Blumenengel begegnen. Bei ihm sind wir sicher.

Während meiner ganzen Kindheit hole ich mir aus Andersens Geschichten meine Lebenszuversicht. Auf seinem riesigen Märchenbaum hangel ich mich von Märchen zu Märchen und pflücke mir

meine Schätze. Als ‚Mädchen mit den Streichhölzern‘ fliege ich im Lichtschein des letzten Streichholzes zu meiner Oma in den Himmel. Als ‚Sterntaler‘mädchen fange ich die Sterne des Himmels auf. In meinem Hemdchen verwandeln sie sich in Goldtaler. Als ‚die kleine Ida‘ sehe ich, wie sich die blauen Traubenhyazinthen, die kleinen weißen Schneeglöckchen und noch viele andere rote und gelbe Blumen einander in ihre Sprache zunicken und sich gegenseitig auffordern zu tanzen. Mit ihnen erheben sich auch die kranken Blumen und drehen und Vergnügen sich im Schein des Mondes. Am nächsten Morgen sind die kranken Blumen tot, und ich begrabe sie im Garten, weil ich von den Blumen weiß, dass sie im nächsten Frühling wieder erwachen.

Die tröstlichen Geschichten heben meine Kinderangst nicht auf. Sie geistern weiter in der Erwachsenen. Ich suche nach einer Wahrheit, die ich nicht kenne und stoße vor ‚Die Wand‘ von Marlene Haushofer. Es ist eine Wand aus Glas, durch die ich, wie sie, die Welt erlebe, ohne sie zu fühlen. Ich spüre das kalte Glas, als gehe es mitten durch mich durch und teile auch mich in zwei Hälften. Die eine unsichere Hälfte hat nichts mit der anderen kühlen zu tun. Äußerlich sind sie sich gleich, doch kennen sie sich nicht und lehnen sich gegenseitig ab, in kalter Fremdheit.

Noch eisiger spüre ich die Kälte im Blick der zehnjährigen Zwillingbrüder in Agota Kristofs Buch ‚Das große Heft‘. In lakonischer Erzählweise kämpfen die jungen Protagonisten um ihr Überleben in Kriegszeiten. Ihr grenzüberschreitendes Handeln versteht sich aus

großer Not. Es offenbart sich in klirrenden Sätzen. Ein emotionales Verlorengelassen schwingt in ihnen. Die verletzen Kinderseelen bleiben stumm.

Dreißig Jahre später vermag ich meine eigene innere Entfremdung in eine lyrische Form zu kleiden.

*Augen – zwei brennende Sterne –
fallen herab in mir
zerschmelzen die eiskalte Ferne
und trösten das Fremde in mir.*

Ich will den Wörtern Zeit lassen, den rechten Moment auszusuchen, ich weiß, dass ich mich auf sie verlassen kann, spricht Nathalie Sarraute in ihrem Buch ‚Kindheit‘ für mich aus. Sie schreibt es mit dreiundachtzig Jahren.

Ihr Leben ist von der Erfahrung früher Bodenlosigkeit in vorsprachlicher Kindheit geprägt. Dass sie mir darin nahe verbunden ist, habe ich im Alter von fünfzig Jahren erfahren. Ihre frühen Empfindungen und Gemütszustände drückt Nathalie Sarraute in Bildern aus. Für sie liegen diese noch unter den Worten.

Ich erinnere mich an eines meiner Bilder, in dem mir ein weißer Knochenmann meine Kehle zudrückt. Er legt mich lahm, während mein Geist weiter für mich arbeitet. Schützend wirft er seine Anker mal zu den Sternen, mal zu den Pflanzen und den Tieren aus.

Nathalie Sarrautes Aufzeichnungen sind bruchstückhaft und fragmentarisch. Auch meine Sätze klopfen nicht bei mir an, um sich in ihrer Gänze zu zeigen. Wie kleine Lavabröckchen spucken sie aus mir heraus. Sie leben in einem Zahngefängnis, das sich nur unter

Druck öffnet. Torsohaft und ohne Seele setzen sie sich auf das Papier.

Rilkes ‚Panther‘ kommt mir zur Hilfe. Der lyrische Gesang löst nicht meine Zunge, aber er erweitert meinen Geist. Eingeschlossen in seinen Käfig:

*Ihm ist, als wenn es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt*

...

*Nur manchmal hebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf -. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille -
und hört im Herzen auf zu sein.*

Ein Schauer erfasst mich und zieht mich mit in eine innere Unendlichkeit jenseits aller Grenzen.

Ich setzte den Fuß in die Luft, und sie trug, verbürgt sich Hildegard Domin in ihrem Kurzgedicht. Ich lehne mich an es und Rose Ausländer spricht zu mir:

Wirf deine Angst in die Luft. Sei was du bist, gib was Du hast.

Bebend formulieren sich jetzt meine Worte. Sie treffen zuerst das Auge, nicht das Ohr. Als ganze Sätze fängt ein weißes Papier sie auf:

*Sehnsuchtswellen schlagen hart
an die Schale des Vergessens
sie brechen aus der Angst der Nacht
das, was sie nicht besessen.*

*Tiefverwurzelt ist das Wissen
um das Nichts der Zeit
und verzehrend das Verlangen*

nach gelebter Ewigkeit.

Der Text hat sich aus mir herausgeschwemmt. Die Sehnsucht hatte ihn geweckt. Sie war stärker als die Angst.

Seitdem begegne ich mir in Gedichten, mit noch geschlossenen Lippen. Aus den Gedichten entfaltet sich Prosa. Es sind kurze Texte, die mich wiedergeben. Ich bin darin nicht nur eine, ich bin viele Stimmen. Sie alle gehören zu mir. Sie monologisieren oder üben sich in Dialogen. Sie tun sich keinen Zwang an. Sie blitzen aus der Tiefe auf, beleuchten Fremdes oder Vertrautes, treten vereinzelt auf, spüren sich gegenseitig auf oder nach, unterbrechen sich oder ergänzen sich. Sie springen und hüpfen mal auf und mal ab, mal hierhin und mal dorthin. Virginia Woolfs Bewusstseinsstrom hat es ihnen angetan. Sie erlauben sich allen Wahrnehmungen. Sie heben sich ans Tageslicht und setzen sich aufs Papier.

Meine Worte hatten mich gefunden!

Ich lese sie mir und denen, die sie hören wollen, laut vor, damit ich ihren Klang in mir aufnehme und mich in ihre Melodie einübe. In ihnen liegt meine Zukunft.

Die Gegenwart überrascht mich schließlich auf ihre eigene Art. Die Stimmen meiner Enkelkinder laden mich ein und halten mir das Tor. Ihr Gegenwärtigsein erlöst mich aus letzter Verslossenheit und öffnet mir meine Lippen für das Spontane, das Anliegende.

Für sie bin ich als Erstes hörbar geworden, vielleicht sogar als Mitgestalterin auch ihrer Zukunft.

Text 3 Pia

Sie hätte die Reise nicht machen sollen. Das wird ihr immer klarer da in dem überfüllten stickigen Zug und mit den beiden übermüdeten Kindern. Maja lässt sich wenigstens mit den Bilderbüchern beschäftigen. Aber Rufus strampelt mit seinen dicken Babybeinchen gegen ihren Bauch und will nicht zur Ruhe kommen. Er hat sich schon die Füßchen blutig gekratzt, sein Sabber schmiert ihre linke Schulter voll. Sie fühlt förmlich die scheelen Blicke aus den Nachbarabteilen.

Die Schwiegermutter hatte zum Geburtstag empfangen. „Ach schön, dass ich meine Enkel auch mal wieder sehe, Pia. Wer weiß, wie es mit meiner Gesundheit weiter geht, wenn ich mir so viele Sorgen um meinen Sohn machen muss!“ Pia staunte, wie Ihre Schwiegermutter in nur zwei Sätzen einen ganzen Berg von Vorwürfen unterbringen konnte. Klar, die Ehe war vorbei. Aber das lag nicht nur an ihr. Heiner, der einzige Sohn und Augenstein der gut situierten Berliner Familie hatte sich nach Malaysia versetzen lassen und sie kurz nach der Entbindung in Frankfurt zurückgelassen. Es sei eine tolle Möglichkeit, diene ja der Karriere, sei quasi unabdingbar dafür. In ihrem Zustand könne sie ihn natürlich nicht begleiten. Die Gelegenheit verstreichen lassen? Kam nicht in Frage. Und überhaupt, innerhalb von drei Jahren zwei Kinder zu bekommen, wäre allein ihre Entscheidung gewesen. Bei dieser Aussage hätte sie aufhorchen sollen. Eigentlich hätte sie viel früher aufhor-

chen sollen. Zum Beispiel, wenn er spät am Abend heimkam, sich hinsetzte und gleich auf sein Handy eintippte. Er berührte sie kaum noch. Es gab Tage, an denen er ihr nicht einmal in die Augen schaute. Die Affäre mit der Kollegin aus der malaysischen Zentrale lief damals schon. Pia war nur zu übermüdet, um Verdacht zu schöpfen. Als sie zwei Monate nach der Trennung die Reise nach Kuala Lumpur planen wollte, ließ er die Bombe platzen. Er wolle ein neues Leben beginne mit der Liebe seines Lebens. Er bedaure, wie es gekommen sei und wünsche ihr alles Gute. Die Sache mit dem Unterhalt werde bei der Scheidung geregelt.

Komisch, das ist mir gar nicht aufgefallen, denkt Pia. Es tut ihm nicht leid – er bedauert es. Welch feiner, aber bedeutender Unterschied. Man bedauert jemanden oder etwas. Aber es bleibt fern und berührt einen selbst nicht im Kern. Der General bedauert die Opfer unter der Zivilbevölkerung. Leider, leider ist der letzte Raketenbeschuss nicht ganz so chirurgisch gelungen. Das große Ziel ist das, was zählt. Oder so ähnliche Floskeln. Pia merkt, wie die Wut sie packt. Sie muss ich zusammenreißen. Schon wegen der Kinder. Die spüren die Stimmung der Mutter und reagieren. „Baby weint“, sagt Maja schüchtern. Pia streichelt ihr den Arm. „Möchtest du ein Plätzchen?“ In der Trinkflasche ist auch nicht mehr allzu viel. Gerade mal eine Stunde Zugfahrt ist geschafft. Pia versucht zum vierten Mal, Rufus zu stillen. Es hat keinen Zweck. Sie packt ihn in den

Tragegurt und schaukelt ihn so gut es geht, halb stehend und an den Sitz geklammert. Das Weinen wird ein bisschen leiser.

Die Schwiegereltern gaben natürlich ihr die Schuld an der Trennung. Ihr kostbarer Sohn konnte ja nichts falsch machen. „So wie du die Kinder erziehst, gibt es ja gar keine Ruhe. Wir haben unserem Heiner immer einen schönen Schnuller gegeben, dann war er zufrieden.“ Stimmt, sie gab den Kindern keinen Schnuller. Sie fand es auch komisch, dass Babys ständig was im Mund haben sollten. „Du mit deinen komischen Ansichten“, sagte die Schwiegermutter, „ich wusste immer, dass es mit euch nicht gut gehen würde“.

Der Zug ruckelt und Rufus brüllt lauter als zuvor. Aus dem Nachbarabteil beugt sich ein alter Mann zu seiner Frau gegenüber und zischelt laut: „So sind diese Leute. Hauptsache, das 9-Euro-Ticket ausnutzen und reisen. Statt bei der Hitze schön zu Hause zu bleiben und das Kind in seinem Bettchen schlafen zu lassen, denken die nur an sich.“ Pia spürt, wie sie förmlich zusammenschrumpft. Bittebittebitte, sei doch still, denkt sie und nimmt das Baby wieder aus dem Tragetuch. Sie ist selbst den Tränen nah. Als sie sich aufrichtet, blickt sie in das Gesicht einer älteren Frau, die ihre Hand ausstreckt. „Darf ich Ihnen das Baby mal kurz abnehmen, damit Sie sich sammeln können?“ Pia ist so verdutzt, dass sie Rufus übergibt. Die ältere Frau wiegt ihn und redet mit einem Singsang auf ihn ein, bis er einschläft. „Sie machen das sehr gut mit Ihren Kindern“, sagt sie, „ich kann das beurteilen, denn ich habe drei

großgezogen.“ Sie legt das schlafende Baby in Pias Schoß und geht weiter.

Der Zug ist noch genauso überfüllt und überhitzt. Aber die Spannung ist verflogen und Pia weiß, dass sie beides schaffen wird, den Weg nach Hause und das Leben.

Text 4 Drei Hilferufe

Dorothea lebte glücklich und zufrieden in ihrem kleinen Häuschen irgendwo am Stadtrand. Sie schrieb Bücher für Kinder, vielleicht weil sie tief im Herzen selbst ein Kind geblieben war. Ihr Einkommen war bescheiden, aber sie brauchte nicht viel zum Leben. Das Häuschen, in dem sie wohnte, hatte sie von ihrer Großmutter geerbt und im Garten zog sie frisches Gemüse, als Vegetarierin brauchte sie nicht mehr.

Eines schönen Tages, der Frühling war gerade in den Sommer übergegangen, flatterte ein Brief in ihren Briefkasten, der nichts Gutes verhieß. Die Immobilienfirma Gessner, Maikamp und Gessner plante, am Stadtrand ein großes Einkaufszentrum zu errichten und Dorotheas kleines Häuschen stand diesem Vorhaben im Weg.

Statt zu antworten, zerriss sie das Schreiben in hunderttausend klitzekleine Schnipsel. Weitere Briefe folgten, der Ton wurde schärfer, drohender, aber auch sie landeten klein geschreddert in der blauen Tonne. Für kein Geld der Welt würde Dorothea ihr Häuschen verkaufen. Komme, was da wolle!

Im letzten Brief, den ihr der Postbote brachte, kündigte Rudolf Gessner, der Seniorchef, seinen Besuch an. Nun war guter Rat teuer. Natürlich konnte sie ihn vor der Tür stehenlassen, vorgeben, nicht zu Hause zu sein, aber dann würde er wiederkommen, womöglich mit einem Räumungsbefehl.

Also, was tun? Dorothea grübelte drei Tage und drei Nächte, dann hatte sie eine Idee. Sie setzte sich an ihren Computer und schrieb eine E-Mail an Frau Holle. Sie war der schon etwas betagten Dame bei einem Symposium begegnet, wo diese einen Vortrag über „Goldmarie und Pechmarie – die ungleichen Schwestern“ gehalten hatte. Flehentlich bat Dorothea Frau Holle um Hilfe.

Und so geschah es, dass Herr Rudolf Gessner am Dienstag, den 18. Juli um fünfzehn Uhr auf dem Weg von seinem Büro zu Dorotheas kleinem Häuschen von einem heftigen Schneesturm überrascht wurde, mit seinem Wagen von der eisglatten Fahrbahn rutschte und im Straßengraben landete. Unglücklicherweise verklemmten sich bei dem Aufprall alle vier Türen, so dass er sich nicht aus eigener Kraft befreien konnte und jämmerlich erfror. Als man das Auto mit dem Leichnam fand, war der Schnee in der heißen Julisonne längst weggeschmolzen.

Drei Wochen blieb Dorothea von jeglichen Belästigungen verschont, als plötzlich wieder Briefe von der Immobilienfirma bei ihr eintrudelten. Am Tonfall hatte sich nichts geändert.

Also, was tun? Dorothea grübelte drei Tage und drei Nächte, dann hatte sie eine Idee. Sie setzte sich an ihren Computer und schrieb eine E-Mail an Peterchen, mit dem sie gemeinsam die Schulbank gedrückt hatte. Vor gar nicht langer Zeit waren er und seine Schwester Anneliese im Fernsehen in einer Talkshow aufgetreten, um von ihrer geplanten Mondfahrt mit einem gewissen Herrn Sumsemann zu erzählen, der hoffte, auf dem fernen Planeten sein ver-

misstes sechstes Beinchen zu finden. Flehentlich bat Dorothea Peterchen um Hilfe.

Und so geschah es, dass Herr Heribert Maikamp, Kompagnon bei den Brüdern Gessner, am Mittwoch, den 2. September um sechzehn Uhr, kurz bevor er zu Dorotheas kleinem Häuschen aufbrechen wollte, plötzlich spurlos aus seinem Büro verschwand. Schnell machte das Gerücht der Veruntreuung von Firmengeldern die Runde. Es wurde vermutet, dass er sich in Rio de Janeiro mit einem Glas Caipirinha in der Hand an der Copacabana in der Sonne aalte und sich eins ins Fäustchen lachte über die Spießbürger zu Hause. Drei Wochen blieb Dorothea von jeglichen Belästigungen verschont, als plötzlich wieder Briefe von der Immobilienfirma bei ihr eintrudelten. Am Tonfall hatte sich nichts geändert.

Also, was tun? Dorothea grübelte drei Tage und drei Nächte, dann hatte sie eine Idee. Sie setzte sich an ihren Computer und schrieb eine E-Mail an Scheich Raschid in Arabien. Seine zahlreichen Kinder von seinen zahlreichen Ehefrauen waren eifrige Leser und verschlangen jedes ihrer Bücher, sobald es auf den Markt kam. Flehentlich bat sie Scheich Raschid um Hilfe.

Und so geschah es, dass Herr Michael Gessner, der Juniorchef, am Freitag, den 26. Oktober um zehn Uhr morgens vor Dorotheas kleinem Häuschen stand. Aber gerade, als er den Klingelknopf drücken wollte, begann der alte orientalische, von Motten zerfressene Teppich, der seltsamerweise vor der Haustür auf den Steinstufen lag, unter seinen Füßen zu vibrieren und – hastdunichtgesehen – erhob

er sich in die Luft und flog mit seinem Passagier auf und davon. Wieder brodelte es in der Gerüchteküche, man munkelte sogar etwas von einer Entführung. Aber eine Lösegeldforderung ging nie ein.

Bis eines Tages in einer überregionalen Zeitung sein Foto auf der Titelseite prangte. Neben ihm stand lächelnd Scheich Raschid von Arabien. Michael Gessner hatte mitten in der Wüste einen luxuriösen Hotelkomplex für ihn errichtet, und die Touristenströme sprudelten inzwischen ergiebiger, als es die langsam versiegenden Öquellen je vermocht hätten.

Da es die Immobilienfirma Gessner, Maikamp und Gessner nun nicht mehr gab, denn die drei Besitzer waren tot, verschollen oder ausgewandert, wurden die Pläne für das Einkaufszentrum eingestampft und Dorothea blieb fortan unbehelligt.

So lebte sie noch viele Jahre glücklich und zufrieden in ihrem kleinen Häuschen irgendwo am Stadtrand.

Text 5 Schmetterling

Bald fängt dein neues Leben an. Allein schon der Gedanke. Du kannst nicht aufhören, dir vorzustellen, wie es ist, wenn du endlich deine Koffer gepackt hast. Du sortierst deine Unterlagen, zerknüllst alte Rechnungen, bei denen die Garantie längst abgelaufen ist. Wie befreiend es sein kann, denkst du und nimmst den nächsten Ordner in die Hand. Von den Briefen der Versicherung behältst du nur die letzten, die Kontoauszüge zerreißt du feinsäuberlich. Gleich wird dein Mann kommen. Er weiß nichts mit deinem Tatendrang anzufangen, steht manchmal einfach nur neben dir und schüttelt den Kopf. Aber du lässt dich davon nicht irritieren. Nicht mehr lange und du kannst von vorne beginnen. In einem Selbsthilfebuch stand, die Erwartungen möglichst niedrig zu halten, um sich vor Enttäuschungen zu schützen. Der anwachsende Papiermüll lässt dich solche Warnungen vergessen. Es kann nur besser werden, sagst du dir und blätterst durch Kreditkartenabrechnungen, die du nach und nach zerkleinerst. Als dein Mann nach Hause kommt, ruft er aus dem Flur, dass er Hilfe beim Ausladen braucht. Aber anstatt mit vollem Kofferraum steht er nun mit einem Blumenstrauß und einer Schachtel Pralinen im Windfang und lächelt verkniffen. „Du hast wohl zu viele Hugh-Grant-Filme geschaut“, sagst du und sein Lächeln löst sich in Ernüchterung auf. „Ich dachte, wir könnten heute zu Mario gehen.“ Du findest die Idee gut, auf die Veränderungen anzustoßen und nickst eifrig. Danach geht dein Mann an dir vorbei

nach oben ins Bad, berührt dich flüchtig an der Schulter. In der Zeit, in der er duscht, sortierst du zum dritten Mal deine Blusen aus. Ein neues Leben sollte sich in Leichtigkeit üben. So steht es auf den ersten Seiten im Ratgeber. Im Anschluss haben sie die wichtigsten Punkte notiert, an die man sich halten soll. Natürlich müsse alles individuell betrachtet werden, aber Richtungen braucht der Mensch. Du hörst, wie dein Mann ins Arbeitszimmer geht. Er hat dort seinen Kleiderschrank. Du möchtest ihm sagen, dass du manchmal kaum noch atmen kannst, dass ein ungeheures Gewicht auf deinem Brustkorb lastet. Er würde behaupten, dass es typisch für dich wäre, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen und dann würdest du ihn anschauen, wie du ihn schon so oft angeschaut hast, diesen runden Kopf, mit den runden Augen, der runden Nase, dem kartenlesegerätartigen Mund, der weder nach oben, noch nach unten zeigt, dort horizontal in seinem Gesicht jegliche Gefühlsregungen verneint, die Lippen leicht zu dunkel, als wären sie nachbearbeitet, um mehr Kontrast zu schaffen, und wenn er deinen prüfenden Blick bemerkt, würde er dich fragen, was los sei, sich beschämt wegrehen, als hätte er Spinatreste zwischen seinen Zähnen. Du verweilst mit deinen Gedanken bei seinem Mund und fragst dich, wie es ist, ihn ernsthaft zu küssen. Dein Mann steckt den Kopf durch den Spalt in der Tür. „Passt es dir in einer halben Stunde?“ Mit zwei ausgebleichenen T-Shirts in der Hand antwortest du ihm mit einem Lächeln und siehst ihn leicht schnaufend die Treppe nach unten gehen.

Auf dem Weg zu Mario erzählt er von seiner Arbeit. Eine Frau hätte heute in der Werkstatt gestanden und erklärt, dass das Auto belolende Geräusche macht, wie ein Hund und er hatte amüsiert geantwortet, vielleicht wird er ja langsam einer, dann müssten sie aber ins Tiergeschäft und eine Leine kaufen. Die Frau sei darauf pikiert zum Wasserspender und hätte ihre Haare gerichtet. Dein Mann versteht Frauen nicht. Er versteht nur, wie man einen Vergaser repariert und einen Ölwechsel vornimmt. Wenn er über die Frauen spricht, die die Werkstatt betreten, dann immer, als würden sie nichts vom Leben verstehen. Sie sollten doch lieber ihre Zeit beim Friseur verbringen und sich über den ganzen Klatsch und Tratsch aus den Königshäusern auslassen. Wenn er am Steuer sitzt, kratzt er sich auffällig oft zwischen den Beinen. Vieles an ihm passt nicht zusammen. Dein neuer Freund sollte Bücher lesen. Und gerne reisen. Und beim Essen den Mund schließen und nicht die ganze Zeit über reden, wenn er kaut. Wie oft deinem Mann Stücke aus dem Mund fallen. Er legt eine Hand auf deinem Oberschenkel ab und sagt, was für schöne Zeiten man doch verbracht hätte. Ob sie sich noch erinnere, wie sie früher zelten waren? Du nickst und erinnerst dich an dreckige Sanitäreinrichtungen, warmes Bier, die stickige Luft im Zelt und wie er mit dir auf einer ungemütlichen Luftmatratze Sex hatte und du nur an die anderen denken konnte, die vermutlich am Zelt vorbeiliefen oder ihn stöhnen hörten, sein rö-

chelndes Grunzen, als würde er gerade sterben. Damit musste Schluss sein.

Der Parkplatz ist fast leer. Auch im Restaurant sind die meisten Tische unbesetzt. Ihr setzt euch in die hintere Ecke. Der Kellner kommt mit den Karten, begrüßt euch freundlich und fragt, „zu trinken wie immer?“ und dein Mann bestätigt, fragt nicht mal, ob dir nach Rotwein zumute ist, der dir zu süß ist und zu schnell in den Kopf steigt. „Bist du dir sicher?“, fragt er plötzlich und sieht dich ernst an. Du blickst zum Fenster. Der Rasen ist vertrocknet, die Blumen in den Töpfen lassen ihre Köpfe hängen, der kleine Springbrunnen ist wasserlos. „Ich denke.“ Er spielt mit der Serviette, rollt die Ecke ein, lässt sie entrollen, nur um sie gleich wieder bis zur Mitte aufzurollen. Er sieht nervös aus. Das Gesicht leicht gerötet, erkennst du Schweiß am Haaransatz und unter der Nase. Als er anfängt von Veränderungen zu reden, schaust du zur Straße, zu den Leuten, die auf dem Heimweg sind. Du malst dir aus, was sie in ihren Wohnungen erwartet und danach, was du erwartest, von deinem Neustart.

Es ist eine kleine Wohnung. Nicht in der Stadt. Außerhalb. Eine Freundin hatte dich in Kenntnis gesetzt, dass sie frei wird. Der Vermieter ist verstorben. Ein einsamer Mann. Man würde nur noch das Bad modernisieren und kleine Reparaturen vornehmen, „dann könntest du einziehen“. Du hast nicht gezögert. Ein wenig gerechnet, aber das würde schon gehen. Auch ohne Unterstützung. Dein

Mann steht immer hinter dir. Egal wo du bist. Du sagst ihm, du bräuchtest ein wenig Platz, aber er möchte dir den Platz nicht geben. Er möchte wissen, was du einpackst, was du ihm nimmst. Ab und an räuspert er sich und sagt dann kitschige Sachen über die Liebe. Mag sein, dass die Liebe für Männer so einfach ist, aber für eine Frau ist es etwas anderes. Mit einem Lächeln gehst du an ihm vorbei ins Bad, räumst deine kleine Fläschchen ein, Cremetuben, den Fön und während du die Utensilien in deine Waschtasche steckst, siehst du schon die Pflanzen auf deinem Balkon vor dir, eine kleine Rose, Dahlien, Lavendel, blühend, wie du sie an einem schönen Sommertag gießt, dich danach sorglos mit einem Sauvignon Blanc und einem guten Buch, das man dir empfahl, Margaret Atwood oder Alice Munro, niederlässt. Morgen kommt das Umzugsunternehmen. Wenn er das Haus verlassen hat. Er wollte bleiben, aber du hast ihm vermittelt, es würde alles nur unnötig kompliziert machen. Auch wenn er nicht verstehen konnte, warum, so hat er es doch akzeptiert und dir Hilfe angeboten, Lampen anbringen, Löcher bohren, Schränke aufbauen. Du hast dankend abgelehnt, mit einem Lächeln, so als würde dort schon ein anderer Mann mit einem Werkzeugkoffer warten. Aber den Mann gibt es noch nicht. Nur du weißt schon, wie er sein soll. Zu lange hast du ertragen, wie es ist, wenn man dich nicht gut behandelt, wenn man stets nur verlangt, sich an dir bedient, als würdest du nicht existieren, als hättest du keine eigenen Bedürfnisse, als wärst du ein Möbelstück. Eine letzte Nacht. Er wird dich nochmal fragen, ob es nicht auch anders geht,

ob du nicht bleiben willst und du wirst zum gefühlt hundertsten Mal sagen, dass du nicht bleiben kannst, dass du schon viel zu lange geblieben bist und er wird versuchen zu ergründen, was du damit meinst, mit seinem Hundeblick Tränen verdrücken, die keinen Unterschied machen. Nicht mehr. Dann wirst du vor Aufregung nicht schlafen können. Diesmal jedoch ist es nicht schlimm.

Text 6 Geheimnisvolles Fragment

In einer schmalen Gasse in der Altstadt von Sansibar liegt wie achtlos dahingeworfen, eine primitive schwarze Maske, halb angelehnt an eine schmutzig graue

Wand, unter einem vergitterten Fenster. Die Maske ist verziert mit hellgelben abstrakten Pinselstrichen, Mund und Augen andeutend. Auf der Stirn baumeln verknotete Hanfstränge, unter dem Knoten jeweils die gleich langen, auseinanderdriftenden schmalen Stränge. Vielleicht blondes, glattes Haar symbolisierend?

Unweit der Maske ist ein Frisörgeschäft, seine Handwerkskunst im Rastalook oder langes schwarzes Haar/Strähnen, sowie Tatoos und die traditionelle Henna-Handmalerei anbietend. Die Salontür ist geschlossen. Soll die Maske ebenfalls der Werbung dienen?

Doch was enthält das undefinierbare Graffiti an der Wand, nur die Buchstaben S T und eine 4 sind schemenhaft zu erkennen.

Knapp einen Meter entfernt liegt ein abgerissenes, liniertes handgeschriebenes Blatt auf der Straße. In lateinischer Schrift, welcher Sprache entspringen die teilweise gut sichtbaren Halbsätze, zwei drei Wörter sind durchgestrichen. Ein Hilferuf?

Oberhalb der Reißkante ist ein Teil der unbeschriebenen Rückseite zu sehen, grünlich befleckt. Andere Stellen weisen eine Art Wasserflecken auf, die darin enthaltende Schrift ist unleserlich. Es scheint, als ob dieses Fragment am Fundort schon einige Zeit gelegen hat.

Keiner der spärlich Vorbeikommenden würdigt dieses beschriebene Papier eines Blickes. Wäre dies gedruckt, könnte man dahinter irgendeine Werbebotschaft vermuten. Jedoch handgeschrieben? Was bedeuten die fragmentierten Sätze?

In unmittelbarer Nähe befindet sich eine auffallend türkise, verschlossene Metalltür inmitten einer Wand, deren Putz stark abbröckelt. Die ehemals weißgekalkte Wand weist starke Spuren der Verwahrlosung auf. Wäre nicht diese farblich ins Auge fallende Tür im Gegensatz zu anderen gepflegten Häusern in der näheren Umgebung, schlenderte man gedankenlos daran vorbei.

Ein überraschendes Detail, das Vorhängeschloss hängt nur an einem Bügel. Soll man eintreten mit dem geheimnisvollen Fragment in der Hand? Aber was wird man hinter der Tür finden?

Plötzlich öffnet sich die Tür leicht quietschend einen Spalt, ein dunkelbrauner Arm tastet nach dem Fragment. Erreicht es nicht. Nur wenige Zentimeter fehlen. Der Arm verschwindet. Langsam öffnet sich die Tür ein wenig weiter, ein arabisch gekleideter älterer Mann, ganz in Weiß mit gesticktem weißem Käppi auf dem Kopf, will sich gerade nach dem Fragment bücken, als zwei europäische Touristen laut lachend zu hören sind. Blitzschnell zieht sich der Mann zurück. Werden sie das Papier entdecken? Er bangt. Die Europäer fotografieren, finden die afrikanische Frisörwerbung in ihrer Einfachheit umwerfend. Versehentlich stößt der eine gegen die Maske.

„Oh, sieh mal, sollen wir sie aufheben und mitnehmen?“

„Nein, lass sie liegen, es könnte Komplikationen geben. Doch was ist das, ein zerrissenes Schriftstück. Schade, ich kann es nicht lesen, dachte es wäre englisch, aber die Sprache sagt mir nichts, vielleicht Suaheli?“

„Lass nur, was willst Du mit diesem angeschmutzten Fetzen Papier, nachher holt man sich noch irgendeine Krankheit. Meinetwegen fotografiere es. Komm weiter.“

Der Mann hinter der grünen Tür lauschte, verstand nicht die Sprache der Europäer. Die Schritte entfernten sich. Vorsichtig, nach allen Seiten schauend, ergreift er hastig das Papier und verschwindet im Haus.

Glättet es, liest die verstümmelten Sätze, sie geben ihm ein Rätsel auf, es fehlen wichtige Angaben. Es sieht so aus, als wenn dieser Brief, um einen solchen handelt es sich, an eine Frau adressiert zu sein scheint. Er kommt zu der Annahme, da hier und da eine zärtliche Redewendung, zumindest im Halbsatz, bevor die Seite abgerissen ist, benutzt wird. Einen Namen oder eine Anrede kann er nicht finden. Zweimal stößt er auf das Wort TREFFEN, einmal FLIEHEN und VORSICHT.

Wer könnte gemeint sein? Der Afrikaner grübelt, schlürft seinen Tee, liest das Fragment nochmals, hat er etwas übersehen? Er kommt zu der Annahme, dass es sich um eine verbotene Liebesbeziehung handeln muss.

Jussuf ist so vertieft in den Text, dass er die leichte Bewegung des abschirmenden Vorhangs nicht bemerkt. Myriam, seine sehr junge Frau, beobachtet ihn. Nur mühsam unterdrückt sie ein Zittern. Zutiefst bereut sie in einer impulsiven Zorneshandlung, diesen Brief zerrissen und auf die Straße geworfen zu haben.

Ihr Vater hatte sie mit fünfzehn Jahren an den reichen Juwelier Jussuf verheiratet, dadurch konnte er seine Schulden tilgen. Myriam träumt von Freiheit und Ungezwungenheit.

Jussuf ist enorm eifersüchtig, bei den wenigen Gelegenheiten, wenn er sich mit Myriam in der Öffentlichkeit zeigt, wird er rasend, wenn er die begehrliehen Blicke bemerkt, die seine schöne hellhäutige Frau streifen. Zwar beschenkt er sie mit teurem Geschmeide, ohne Worte. Er sieht darin den Lohn für seine brutale Inbesitznahme und die Prügel, die er häufig seiner Frau angedeihen lässt.

Allein darf Myriam nie das Haus verlassen, nur wenn sie von ihrer Cousine im Frisörsalon gerufen wird, der drei Schritte von ihrem Haus entfernt ist.

Myriam ist äußerst begabt in der traditionellen Auftragung der Henna-Verzierung für die muslimischen Braut am Vorabend der Hochzeit. Es hat sich herumgesprochen, einige Male wurde sie dafür in die reichen weißen Villen gebeten. Insgeheim genoss sie die Aufmerksamkeit und Bewunderung.

Hier ereilte sie ein ungeahntes, umwälzendes Gefühl in der hübschen, filigranen Erscheinung Nassim. Sein sanfteller Blick ließ in ihr ein bengalisches Feuer die Liebe entfachen. Sie wechselten kein

Wort, ihre Blicke schienen wie Luftgeister zu tanzen. Die in ihren Augen erwachte dunkle Flamme verlor sich in den gesenkten Wimpern.

Nach kurzer Zeit verbot Jussuf ihr, ohne männliche Begleitung diesen Tätigkeiten nachzukommen. Sie fügte sich. Nur die Besuche im Frisörladen waren ihr gestattet, er lag ja um die Ecke. Das hatte Nassim schnell herausgefunden.

Er mietete sich im Haus gegenüber ein. Von der Dachterrasse konnte er den Innenhof von Jussufs Haus einsehen. So schäbig das Haus von außen anmutet, so luxuriös ist es innen. Der Innenhof ist gesäumt mit wunderbar duftenden Frangipani- und Orangenbäumen. Auf den Zweigen hocken farbenprächtige Vögel.

Myriam weilt häufig am plätschernden Brunnen in der Mitte des Patio, vor allem in der Dämmerung, wenn die Schwüle des Tages nachgelassen hat.

Nassim wollte und konnte sich nicht mit der verzehrenden Anbetung aus der Ferne begnügen. Eine verheiratete Muslima ohne Einwilligung ihres Mannes zu besuchen, war undenkbar. Als er sie eines Tages im Frisör- und Beautysalon erblickte, schwebte nicht nur ein wissendes Lächeln um seine Lippen, er hatte die Lösung.

Immer häufiger begleitete er seine Schwester in den Salon, wenn Myriam anwesend war. Eines Tages steckte sie ihm eine kurze Notiz zu.

Er konnte kaum seine Ungeduld zügeln, bevor er auf seiner Dachterrasse im schwindenden Abendlicht die Botschaft las:

„Jussuf muss für zwei Tage auf Geschäftsreise nach Dar-es-Salam, möchtest Du mich besuchen?“

Sie erfuhren in der Umarmung jenseits aller Worte ihre Ganzheit.

Myriam tauchte ein in eine hinreißende Woge des Glücks, um so bitterer empfand die häusliche Realität. Sie will dem entfliehen.

Nassim soll ihr dabei helfen. Mit ihm zusammen erträumt sie sich eine Zukunft. Jedoch Vorsicht ist geboten. Die Maske vor dem Frißorsalon wird ihr toter Briefkasten.

Noch hat Jussuf nichts bemerkt, allerdings spürt er eine Veränderung bei Myriam. Manchmal ertappt er sie dabei, wie sie abends im Patio ihren Kopf sehnsüchtig nach oben in den Sternenhimmel richtet. Er ahnt nicht, wem ihre Gefühle gelten.

Als wieder eine Geschäftsreise für die nächste Woche ansteht, bittet sie ihren Geliebten, mit ihr zu fliehen. Fieberhaft wartet sie, bis zum Zerreißen gespannt, auf die Gelegenheit, sich unbemerkt der Maske zu nähern. Die Dämmerung hat ausreichend Leuchtkraft.

Hastig überfliegt sie die Botschaft. Wie kann er nur, waren seine Liebesschwüre nur Halteseile für den Gang seiner Gedanken, glatt und gläsern? Seine Ausreden halten sich an den Händen und kreisen wie um ein Loch. Nie hat sie auch nur angedeutet, dass ihr materielle Sicherheit wichtig ist.

Wutschäumend zerreißt sie die Nachricht, lässt sie fallen, sie hört die Schritte ihres Mannes. Hoffentlich hat er nichts gesehen.

Jussuf sitzt noch immer über diesem Fragment, es enthält magische Satzteile, zu gern wüsste er, wie sie enden. Da fällt ihm ein Freund, der Poet, ein, wenn einer dazu in der Lage ist, halbfertige Sätze zu vollenden, dann er. Jussuf greift zum Handy. Sie verabreden sich.

Gemütlich an der dargereichten Wasserpfeife ziehen, erläutert Jussuf weitschweifig sein Begehren. Ausführlich betont er, wie glücklich er sich schätzt, einen Poeten zum Freund zu haben. Umständlich zieht er aus seinem weißen Ärmel das Fragment, überreicht es wortlos. Nassim erkennt seinen Brief.

Text 7 Abschalten? Ja, auf der Domjüch

NDR2- Nachrichten. Ukraine: Bei einem Angriff auf eine Schule im ukrainischen Charkiw sind am heutigen Morgen zwölf Kinder und sieben Erwachsene ums Leben gekommen. Die tägliche Inzidenz der Coronaerkrankungen ist in den letzten Tagen weiter gestiegen... In den Niederlanden sind durch den Ausbruch der Vogelgrippe zahlreiche Seevögel, darunter 5000 der seltenen Brandseeschwalben, verendet...

Ich kann es einfach nicht mehr hören. Nur noch Horrornachrichten. Eigenartigerweise schockiert mich die letzte Meldung am meisten. Ich bekomme fast ein schlechtes Gewissen. Aber ist das nicht logisch? Dieser grausame Krieg in der Ukraine dauert nun schon über ein Vierteljahr. Jeden Tag neue schreckliche Nachrichten. Da stumpft man einfach ab. Von Corona ganz zu schweigen... Aber, dass gerade einer meiner Lieblingsvögel so unter den Folgen dieser Seuche leidet! Erst kürzlich habe ich Brandseeschwalben während meines Urlaubs auf Juist beobachten können.

Resigniert schalte ich das Autoradio aus. Fehlt noch, dass sie in den Verkehrsnachrichten durchsagen, dass aufgrund eines Verkehrsunfalls die Bundesstraße nach Neustrelitz gesperrt ist, aber eine Umleitung über Berlin ausgeschildert ist. Glücklicherweise bleibt mir das erspart. Zu Hause angekommen, empfangen mich unsere beiden Katzen und geben mir unmissverständlich zu verstehen, dass

sie jetzt gerne etwas zu fressen haben möchten. Also befriedige ich erst deren Bedürfnisse, bevor ich mich in meinen Sessel fallen lasse. Eigentlich ist man selbst schuld, wenn man dann sofort seine Mails und die Facebooknachrichten checkt. Wie man sich denken kann, auch hier nur schlechte Nachrichten. Zwei Rechnungen per E-Mail, obwohl Amazon mir noch gar nicht die Ware geschickt hat, und bei Facebook ziehen Tierschützer über mich her, nur weil ich einen Kommentar über den Unsinn, verwilderte und kranke Haus- tauben aufzupäppeln, geschrieben habe.

Nein, mir reicht's! Ich will nur noch abschalten. Aber wie? Da kommt mir eine rettende Idee. Ich gehe auf die Internetseite des „Vereins zum Erhalt der Domjüch – ehemalige Landesirrenanstalt e.V.“ und suche die Telefonnummer von Christel, unserer Vereinsvorsitzenden. Ich lasse es fünfmal klingeln und will schon enttäuscht auflegen, als ich ihre Stimme höre.

„Na Reini, was kann ich denn für dich tun?“

Sie kennt meine Telefonnummer und, dass sie mich mit dem Spitznamen aus meiner Kindheit anspricht, das habe ich mittlerweile akzeptiert.

„Hallo Christel. Du, sag mal, ich brauche dringend ein paar Stunden Auszeit. Könnte ich vielleicht spontan eine Nacht in unserer Anstaltswohnung verbringen?“

„Aber klar doch. Kein Problem. Schlüssel hast du ja, nur einen Schlafsack müsstest du mitbringen, weil die Betten nicht bezogen sind. Na dann, angenehmes Gruseln! Ich komme morgen früh und

wecke dich.“ Ich stelle mir bildlich vor, wie sie am anderen Ende grinst und wahrscheinlich denkt, dass ich Stress mit Ulrike habe und nur meine Ruhe haben will. Apropos mien Fruu. Sie kommt bestimmt heute Abend, wie fast immer, spät von der Arbeit. Meist bin ich dann schon im Bett, aber diese Nacht würde meines leer sein. Also schreibe ich ihr noch eine WhatsApp. „Schatzimaus, bin heute Nacht auf der Domjüch. Das brauch ich mal! (Smiley)“.

Gesagt, getan. Ich packe mir meinen Schlafsack, eine Zahnbürste, Handtuch und ein wenig Proviant ein und fahre zur Domjüch, der ehemaligen Landesirrenanstalt am Rand der Stadt Neustrelitz.

Die sogenannte Anstaltswohnung befindet sich im Haus Männer 1, eines von insgesamt vier ehemaligen Patientenhäusern der Anstalt, die 1902 eröffnet wurde. In den vier Räumen der Wohnung, die der Verein für mehr oder weniger luxuriöse Übernachtungen eingerichtet hat, waren damals Geisteskranke untergebracht, die zusätzlich noch an einer Seuche wie Cholera oder Typhus litten. Diese Info steht über dem Eingang zur Wohnung. Nun bin ich diesbezüglich völlig schmerzfrei und auch vor der „Gruselnacht“ habe ich keine Angst.

Nachdem ich mir meinen Schlafplatz bereitet habe, setze ich mich an das Ufer des Domjüchsees, der sich unmittelbar an der alten Anstalt befindet. Jetzt endlich spüre ich das erste Mal an diesem Tag eine tiefe innere Ruhe. Kein Lüftchen weht und es ist herrlich still. Nur der Teichrohrsänger singt noch, für die Jahreszeit recht verspätet, seinen Balzgesang.

Langsam wird es dunkel. Die ersten Fledermäuse fliegen aus den alten Gebäuden und beginnen über dem See Insekten zu jagen. Ich höre den Waldkauz rufen. Auch er wird jetzt erst so richtig aktiv. Ich strecke mich auf dem Gras aus. Wie herrlich kann doch die Welt sein. Ich bin tief entspannt und nicke ein. Als ich wieder aufwache, ist es bereits dunkel. Aber auch nicht so ganz. Denn der Vollmond steht am Himmel. Ich schaue mich um und erblicke das Hauptgebäude der Anstalt. Schaurig schön angeleuchtet durch den Mond, umgeben von Dunkelheit. Mir scheint, selbst die Tiere der Nacht sind verstummt angesichts dieses Schauspiels. Ich bin eine Weile fasziniert von diesem Anblick, dann stehe ich auf und begeben mich zu meiner Schlafstätte für diese Nacht.

Einschlafen kann ich nicht sofort. Wie bereits erwähnt, grusele ich mich nicht! Für jedes Geräusch, das hier in dieser Stille doppelt so laut zu vernehmen ist, habe ich eine Erklärung. Auch für das Rumpeln aus dem Obergeschoss des Hauses. Wahrscheinlich zwei Marder, die sich in ihrem Liebesrausch gegenseitig durch die Räume jagen. Da der Mond einen Lichtstrahl durch die Fenster wirft, male ich mit meiner Hand Schatten an die Decke. Ein Wolfsgesicht, ja, ein Werwolf... Dann höre ich ein Fenster schlagen. Auch hierfür finde ich eine Erklärung. Vermutlich hat jemand vergessen, das Fenster zu schließen. Aber deshalb jetzt aufstehen...nein, dafür bin ich viel zu müde.

Schließlich schlafe ich ein. Es ist ein traumloser Schlaf, fehlte gerade noch, dass ich hier von Geistern oder ähnlichem Quatsch träu-

me. Am frühen Morgen, es beginnt gerade zu dämmern, wird mein seliger Schlaf allerdings unsanft gestört. Ich verspüre einen leichten Luftzug in meinem Gesicht, der mal da und dann wieder weg ist. So als ob jemand mir ins Gesicht pustet. Ich öffne die Augen und sehe den Übeltäter. Eine Fledermaus hat sich über Nacht Zugang durch das halb geöffnete Fenster verschafft und versucht vermutlich jetzt, aus ihrem zeitweiligen Gefängnis zu entkommen. Dabei fliegt sie immer wieder dicht über mein Gesicht. Nun ist auch das für mich kein Grund, ängstlich oder gar ärgerlich zu sein, denn ich liebe Fledermäuse, die heimlichen Gestalten der Nacht. Ich stehe also auf, öffne das Fenster und husch, weg ist sie. Aber was ich dann erblicke, ist nahezu unbeschreiblich..., einen Sonnenaufgang über dem Wald am Domjüchsee. An Weiterschlafen ist jetzt nicht mehr zu denken. Fasziniert von diesem Naturschauspiel ziehe ich meine Badehose an, schnappe das Badehandtuch und laufe zum See.

Wieder, oder vielleicht auch immer noch, diese Stille! Nur ein laues Lüftchen lässt die Schilfhalme am See ein wenig schaukeln. Ich stürze mich in die angenehm kühlen Fluten und schwimme hinaus. Eine Rohrweihe kreist über mir und unweit von mir taucht ein Hautbentaucher nach seinem Frühstück. Als ich den See wieder verlasse, ist die Sonne bereits aufgegangen und schickt die ersten wärmenden Strahlen auf die Erde. Anstatt mich abzutrocknen, breite ich das Badetuch aus und lege mich, pitschnass wie ich bin, darauf.

Einfach nur herrlich, denke ich und schließe die Augen. Was war das gestern noch mit den schlechten Nachrichten? Plötzlich spüre ich einen sehr angenehmen Geruch in der Nase. Ich öffne die Augen und meine Frau steht mit einer Tüte frischer Brötchen vor mir. „Kommst du frühstücken?“

Text 8 Von unten

Niemals hätte er sich das gedacht. Es hatte so gut ausgesehen, sie hatten zusammen so gut ausgesehen. Seine Körperfülle und ihre schlanke Gestalt. Dieser Abschied, der keiner war... viel eher ein brutaler Schnitt mit dem Fleischmesser. Es tat so weh.

Er stieg die Treppe hinab, und die Dunkelheit tat ihm gut, er atmete den modrigen Geruch des Kellers ein, und weil er im Haus seiner Großmutter jeden Winkel kannte, schaltete er das Licht nicht an und tastete im Regal nach den Gläsern.

Erst oben sah er das mit zittriger Hand beschriftete Schildchen: Erdbeeren 2019. Mit einem Plopp öffnete er den Deckel und tauchte seinen Löffel tief in die dunkelrote Masse.

Er wollte wirklich nicht zur Vernissage, wirklich nicht. Mit Müh und Not hatte er sich in seine schwarze Anzughose gequetscht, sein Hemd spannte.

Der Haussegen hing nun schon seit geraumer Zeit schief.

Sie und ihre Studienkollegin Phoebe standen dort drüben, sie winkten ihm zu. Lou drückte Nick einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

„Schick, mein Schatz!“ Sie lächelte. Nicht wahr, gar nicht schick, du meinst es nicht!

Phoebe sprach schon mit jemandem, auch Lou war abgelenkt:

„Sorry, Nick ich geh da mal rüber, muss kurz mit Ari und Linda sprechen. Bin gleich wieder da!“

Nick sah sich um. Er fischte zwei Lachsbrötchen vom Tablett, das an ihm vorbeigetragen wurde, und vertiefte sich in eines von Phobes neuen Bildern. Er mochte die Grüntöne, ihre Malerei war wie ein Dickicht aus Farbschichten, üppig, unergründlich.

Ein Mann gesellte sich zu ihm. Schwarze schulterlange Haare, weite Jeans, Turnschuhe.

„Hey, der Freund von Lou, stimmt’s?“

„Ja. Kennen wir uns?“

„Achmed, mein Name, bin ein alter Kumpel von Phoebe.“

„Oh“

„Sag mal, Phoebe hat erzählt, dass du schmiedest“

„Stimmt.“

Nick hatte nicht die geringste Lust, von seinem exotischen Werkstattalltag zu erzählen.

„Hey, Nick“, er liess nicht locker „was mich im Moment wirklich interessiert sind Pflanzen!“

„Aha“

Nicks Blick schweifte über den bewegten Teppich der Vernissagsgäste, eher Krähen und Raben als bunte Vögel. Lou in ihrem grauen Overall – sie war in ein angeregtes Gespräch mit den beiden Festivalkuratoren vertieft.

„Stell dir vor, überall wo ich bin, sammle ich Samen. In Apulien, in Kurdistan, auf Kamtschatka, In Mexico... Hab so ein kleines Archiv, mit Karteikärtchen, alle Samen haben ihre Geschichte. Manche

baue ich an – viel zu wenige! Meine Wohnung platzt schon aus allen Nähten!“

Nick stellte sich Achmeds Dschungel im Herzen der Stadt vor, und musste schmunzeln.

Der schien von Nicks Lächeln motiviert und kam noch mehr in Fahrt.

„Als ich von Deinen Schmiedekünsten hörte, da kam mir eine Idee! Tatlin´s gardens!“

Nick runzelte die Stirn.

Achmed zeichnete mit ausladender Bewegung eine Spirale in die Luft.

„Ich stell mir so eine Struktur vor, mitten im Wohnzimmer. Und bis oben grün!“

Dieser Enthusiasmus war rührend, Nick merkte, wie er langsam auftaute.

„Hey, Nick, hättest Du Lust, mir sowas zu bauen... als Auftrag versteht sich. Mit ganz leichtem Draht, und bis hinauf kleine Plattformen für die Pflanzen... Was denkste?“

Der Junge, der alles voller Pflanzen packt, die so schön gedeihen, dass das Haus seiner Eltern auf einmal mehr Dschungel als Haus ist, bis es buchstäblich aus allen Nähten platzt. Nick dachte an das Buch, das ihm seine Grossmutter als Kind vorgelesen hatte, er tauchte ein ins Grün, fühlte sich besser.

Oskar war weg. Wo sie ihn wohl hingebracht hatte. Ein Trennungskater! Der Napf stand noch in der Küche, ein paar vertrocknete Krümel Gourmetspeise am Boden. Sonst war sie unheimlich gründlich gewesen: ihre Bücher, aussortiert, ihre vier Fünftel vom Kleiderschrank, leer, das Schuhregal, leer.

Nick stand auf, die Wollmäuse tanzten in der Ecke, wo die Kommode gestanden hatte. Seine Glieder schmerzten, seine Augen juckten.

Heute Morgen hatte er so elend ausgesehen, dass ihn sein Kollege fragte, ob ihm schlecht sei. „Ja, Juri!“, und dann hatte er sich auf die Werkbank gelehnt, Kopf in den Händen. Als Juri ihm den Arm um die Schulter legte, hatte er losgeheult.

Das Sofa war voller Katzenhaare. Er griff nach dem Kleberoller im Flur, und rollte ihn über den Stoff, Bahn für Bahn entfernte er die Haare. Oskar und er auf dem Sofa, sie waren ein Paar gewesen!

Lou arbeitete auch abends oft an ihrem Schreibtisch, er sah sie von hinten, ihren langen Zopf, ihre Silhouette gegen das grelle Rechteck des aufgeklappten Rechners.

Tagelang hatte er es nicht aus dem Haus geschafft, es gab da aber diesen kleinen Anlass:

Seine Lieblingshose lag schon allzu lange auf dem Stapel, sie war aufgerissen, als er sich gebückt hatte. Diese Änderungsschneiderei ums Eck – er mochte die Schneiderin.

Wendy aus Bernau. Immer so freundlich, redselig, und berlinerte so arg, ist manchmal kaum zu verstehen. Sie zeigte ihm die Nähte, die aufzutrennen waren, um die Hose weiter zu machen. Sie legte das Stoffstück an, und strich darüber. Ihre Finger... abgeplatzter Nagellack. So eine kleine Frau, und solch kräftige Hände!

Ungefähr so hatte er sich Wendys Auto auch vorgestellt: verbeulter Sportwagen. Als Nick aus dem Bahnhof trat, stand sie an ihren Wagen gelehnt, rauchte.

Der Schrottplatz, von dem Wendy erzählt hatte, war tatsächlich diese Fahrt wert gewesen. Als sie ankamen, schob sich ein Mann in blauer Latzhose aus dem Häuschen am Tor, Musik schallte aus dem alten Radio.

Er reichte Nick Handschuhe und deutete in Richtung der Schrotberge.

Was nicht alles als Plattform für Pflanzen dienen könnte! Nick stapelte jede Menge kleiner, flacher Teile auf seinen Wagen. Vorne wartete Wendy.

„Ich fahr dich schnell“ Sie zog an ihrer Zigarette, deutete zur Ausfahrt.

„Muss eh noch was aus dem Laden holen für ´s Wochenende! Aber auf dem Heimweg gucken wir noch an meinem Lieblingsplatz vorbei, so schön da! Rein den Schrott in meine Limousine und dann ab mit uns!“

Er roch, ha! Wendys Wunderbaum schaukelte am Rückspiegel.

Vom Parkplatz am Radweg führte ein Weg hinunter zu Fluss. Auf den regennassen Wiesen saßen Schwärme von Vögeln. Das Weiß des Nebels, die Saat der Vögel. Nick merkte, wie er sich entspannte.

Und dann klatschte Wendy, lachte! Die Schwärme erhoben sich in die Lüfte – ein Lärm, ein Geschnatter, es hallte, als stünden sie in einem aus Nebelwänden gebauten, riesigen Saal. Es kreiste einige Male in Spiralen über ihnen, dann entfernte es sich in Richtung Dämmerung.

Wendys Wagen leuchtete sie noch in seinem Ockergelb an. Nick atmete noch einmal tief ein.

Am Atelier entließ Wendy ihn.

„So, mein Lieber!“ Sie nickte zustimmend und deutete auf die Zeile einstöckiger Ziegelgebäude.

„Wahnsinns Atelier haste da!“

„Nicht alles meins, wir sind einige, die hier werken.“

„Klasse! Tschüss, Du! Und vergiss kommende Woche nicht, Deine Hose bei mir abzuholen!“, sie lachte.

Was für ein Ausflug! Gut, dass er zugenommen hatte.

Inzwischen hatten sich die Umstände geändert. Aber trotzdem hatte er sich gesagt, trotzdem.

Achmed hatte ihn am Telefon nicht auf Lou angesprochen, dafür war er ihm dankbar.

Er läutete, Vorderhaus 4. OG. Er stieg die Treppe hinauf, auf jedem Halbstock schien ein bisschen mehr Licht durch das bunte Fenster-
glas. Außer Atem kam Nick oben an. Achmed öffnete, sie umarm-
ten sich.

Im Flur standen Säcke mit Erde, Stapel von Blumentöpfen in allen
möglichen Größen. „Schön, Nick, geh schon mal ins Wohnzimmer!“
Alles war vollgestellt mit Joghurtbechern und abgeschnittenen Plas-
tikflaschen. Eine Armee von feuchten, braunen Erdzylindern. Die
Samen würden sprießen, bald den grünen Tatlin schmücken und
den Raum in einen Dschungel verwandeln.

Es zog ihn zum offenen Fenster. Das Kreischen der Mauersegler,
und was für ein Blick über die Baumkronen, zum Fernsehturm in
der Ferne!

Er legte das kleine Zahnrad, das er Achmed als Kostprobe mitge-
bracht hatte, auf den Tisch neben das Tablett, der Kaffee duftete
herrlich nach Zimt und Kardamon. Achmed kam herein.

Nick holte die Skizze aus seiner Tasche und breitete sie aus.